

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 10.

Montag, 13. Januar.

1930.

(14. Fortsetzung.)

Maximum.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Hans Schulze.

Der alte Martin servierte Tee und Kuchen und bot Zigaretten an. Geraume Zeit herrschte ein bedrückendes Schweigen, das durch das eintönige Plätschern des Regens auf dem Terrazzoboden der Terrasse gleichsam noch unterstrichen wurde. Dann riß sich Daisy mit einer gewaltigen Anstrengung aus ihrer Versunkenheit.

„Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, Herr Doktor, warum ich Sie schon wieder in einer so dringenden Weise bemüht habe. Es wird ja wohl auch für lange Zeit das letztemal sein, daß ich Ihre Hilfe in Anspruch nehmen muß!“

Ein jähes Zittern lief über ihr Gesicht, vor ihren Augen flimmerte es von ungeweinten Tränen.

Dr. Hardt hatte sich zu ihr hinübergebeugt und tastete nach ihrer Hand. „Liebe gnädige Frau“, bat er, „regen Sie sich doch nicht so furchtbar auf. Sie wissen doch, daß Sie Freunde haben, die Ihnen immer zur Seite sein werden!“

Daisy bewegte leise den Kopf. „Gewiß, Herr Doktor! Und ich danke Ihnen und Eva von ganzem Herzen für Ihre Treue. Wir haben so wenig wirkliche Freunde, daß es bitter wehtut, gerade den liebsten verlieren zu müssen!“

Sie hatte bei den letzten Worte aus ihrer Handtasche ein Papier herausgesucht und faltete es langsam auseinander.

„Vielleicht nehmen Sie erst einmal in dieses Schreiben Einblick, ehe wir weitersprechen!“

Dr. Hardt stuchte. Die Buchstaben begannen ihm plötzlich vor den Augen zu tanzen: „Zwischen Herrn Baron von Wehrstädt und Herrn John Frank Brown wird heute nachstehender Vertrag geschlossen — —“

Dann griff er sich mit beiden Händen ratlos an die Schläfen. „Um Gotteswillen, gnädige Frau, was soll denn das bedeuten?“, fragte er endlich ganz entgeistert.

Daisy richtete sich höher auf. Ein harter Zug stand auf einmal in ihrem schönen Gesicht.

„Dieses Schreiben hier ist die Abschrift eines Vertrages, dessen Original mir gestern von unbekannter Seite zum Kauf angeboten worden ist. Danach war Herr von Wehrstädt nichts weiter als ein bezahlter Agent meines verstorbenen Gatten. Alles, was zwischen uns gewesen ist, war Lüge von Anfang an, ja, schlimmer noch als Lüge, war wohlüberlegte kalte Berechnung, mich ehr- und wehrlos ganz der Gewalt meines Mannes auszuliefern. Ich finde keine Worte, um eine solche Handlungsweise zu kennzeichnen, ich schäme mich für uns alle, daß ein Mensch, der dessen fähig gewesen ist, unserem Kreise angehört hat. — Glauben Sie mir, Herr Doktor, nur der Gedanke an meine kleine Ursula hat mich in der vergangenen Nacht davon abgehalten, die letzten Konsequenzen aus diesem Zusammenbruch meiner ganzen Lebensideale zu ziehen. Auf einmal ist ja alles sonnenklar: die Betrügerei Achims mit meinem Gatten. Sein plötzliches Auftauchen in Groß-Kausen. Und endlich die rätselhaft großen Summen, der Kaufpreis meiner Schande!“

Wie eine rote Lohe flammte es in der Erinnerung an die erlittene Schmach plötzlich über ihre blaffen

Wangen. „Und was hat mir der Mann getan, an dessen Liebe ich bis zuletzt geglaubt, dem ich über alles vertraut habe!“ Ihre Stimme brach, ein Herzklopfen überfiel sie, das ihr fast den Atem nahm. Und dann war mit einem Male auch ihr letzter Halt hin. Sie schlug die Hände vor das Gesicht und weinte. —

„Gestern Abend“, nahm sie dann nach einer langen bangen Pause wieder das Wort, „wünschte mich ein junges Mädchen noch spät in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen. Ich wies sie zuerst ab, aber sie wich nicht, und als sie mir durch Martin sagen ließ, daß die Angelegenheit Herrn von Wehrstädt betraf, nahm ich sie schließlich an. Es war noch ein sehr junges Ding, auffallend hübsch und geschmackvoll gekleidet, fast eine Dame, von gewandtem und sicherem Benehmen. Sie stellte sich mir unter irgendeinem gleichgültigen Namen vor und sagte, daß sie beauftragt sei, mir ganz persönlich den Brief zu übergeben. Ich öffnete ihn ahnungslos und war ebenso erschüttert wie Sie vorhin, Herr Doktor. Der Vertragsabschrift lag ein Brief in Maschinenschrift bei, daß mir das Original gegen Zahlung einer Summe von 100 000 Rm. während der nächsten drei Tage zur Verfügung stünde. Sollten gegen die Überbringerin irgendwelche polizeilichen Schritte unternommen werden, so würde der Vertrag mit entsprechenden Randbemerkungen zum Wehrstädt-Prozeß in einer bekannten Berliner Wochenschrift faksimiliert veröffentlicht werden!“

Dr. Hardt hatte das Papier wieder aufgenommen und überlas es noch einmal ruhiger und kühl prüfend. „Ich halte das Ganze für ein gewöhnliches Erpressungsmanöver“, sagte er dann. „Und zwar wahrscheinlich ausgehend von jener Dame, die Herrn Brown als künftige Herrin dieses Hauses in Aussicht genommen hatte und die jetzt natürlich versucht, aus der auch über sie hereingebrochenen Katastrophe zu retten, was noch zu retten und vor allem zu Geld zu machen ist!“

„Das war auch sofort meine Auffassung“, gab Daisy zurück. „Es ist das Satirspiel nach der Tragödie. Schließlich sind mir die Beweggründe der Gegenseite aber gleichgültig. Ich glaube es nur meinem Kinde schuldig zu sein, daß ihm nach all dem, was schon geschehen ist, das Andenken des Vaters wenigstens nach dieser Richtung rein und fleckenlos erhalten bleibt. Ich habe mich daher entschlossen, den Vertrag unter allen Umständen in meinen Besitz zu bringen und das junge Mädchen für heute Abend um 7 Uhr zum Austausch des Originals gegen die verlangte Summe nach einer kleinen Konditorei in der Königs-Allee herausbestellt. Würden Sie nun wohl die Güte haben, lieber Herr Doktor, mich dorthin zu begleiten und vielleicht in einem Nebenzimmer des Lokals in meiner Nähe zu bleiben, falls ich meine Herren doch nicht ganz in der Gewalt behalten oder sich sonst etwas Unvorhergesehenes ereignen sollte?“

Dr. Hardt zog die Uhr. „Aber selbstverständlich, gnädige Frau! Ich wollte schon von mir aus um die Erlaubnis bitten, Ihnen auf diesem Leidensweg zur Seite sein zu dürfen. Auch würde ich aus bestimmten Gründen die interessante junge Dame gern selbst einmal etwas genauer in Augenschein nehmen!“ —

Es regnete noch immer in Strömen, als Dr. Hardt mit Daisy kurz vor 7 Uhr vor der Konditorei in der Königsallee vorfuhr. Er schickte seinen Wagen in die Siemensstraße und befahl dem Chauffeur, dort vor einer der ersten Willen jederzeit startbereit zu warten.

Dann ließ er sich in dem halbdunklen Hinterzimmer des völlig leeren Lokals in einer Sofaecke nieder, von der aus er Daisys Platz am Büfett des Verkaufsraumes durch eine Glaslür genau beobachten konnte, und verschanzte sich zum Überfluß noch hinter der Deckung einer großen Tageszeitung.

Es dauerte kaum 5 Minuten, als ein helles Hupensignal die Stille der gespannten Erwartung zerriß. Eine riesige Mercedes-Limousine brummte die Königsallee herab, wendete an der Eingangsmündung der Siemensstraße und hielt dann vor der Konditorei.

Eine junge Dame stieg aus und kam raschen Schrittes durch den kleinen Vorgarten. Mit ruhiger Sicherheit trat sie in das Lokal und ließ sich auf einen Wink Daisys an ihrem Tisch nieder. Das Licht des großen Schaufensters lag in diesem Augenblick voll auf ihrem Gesicht, dessen Rinn- und Mundbildung Dr. Hardt unwillkürlich an Eva van Derp erinnerte. Sie reichte Daisy ein Papier, das diese sorgfältig prüfte, während sie selbst mit geschickten Fingern ein Päckchen Banknoten durchzählte. Dann stand sie wieder auf und zog sich mit einer höflichen Verneigung geräuschlos zurück. Noch einmal tauchte ihr schmales Gesicht zwischen den Laubfugeln der den Lokaleingang flankierenden Oleanderbäume auf. Die Wagentür klappte hinter ihr zu, und das Auto setzte sich langsam wieder in Bewegung.

In der nächsten Minute stand auch Dr. Hardt auf der Straße und winkte seinem Chauffeur. Dann schwang er sich an der Straßenkreuzung gewandt in den anfahren den Wagen und taumelte in die Lederpolster.

„Sehen Sie dort die Limousine vor uns?“, sagte er atemlos. „Sie müssen dem Wagen nach! Wir dürfen ihn auf keinen Fall aus dem Gesicht verlieren!“

Der Fahrer nickte gleichmütig und schaltete eine erhöhte Geschwindigkeit ein. Der Vorsprung des ersten Wagens betrug gegen fünfhundert Meter; es war offenbar ein sehr starker und schneller Wagen von achtzig Pferdestärken. Die Schlussnummer ließ sich in der nebligen Regennacht vorläufig nicht erkennen. Erst als Dr. Hardt etwa hundert Meter aufgeholt hatte, sah er, daß sie verkehrt eingeseht und die mittlere Zahl obendrein durch einen schwarzen Farbfleck unkenntlich gemacht worden war. Man hatte also ohne Zweifel mit der Möglichkeit einer Verfolgung gerechnet. —

An der Ecke der Schinkelstraße hatte sich der Abstand der beiden Autos bereits bis auf etwa hundert Meter verringert. Da aber bog sich plötzlich ein weiblicher Kopf zu dem rechten Fenster der Limousine heraus und dem Chauffeur wurde anscheinend ein Befehl zugerufen. Im nächsten Augenblick zog der Mercedes schärfer an und die Entfernung vergrößerte sich wieder zusehends. Dr. Hardt fuhr jetzt schon mit fünfzig Kilometer Geschwindigkeit, trotzdem erschien ihm die Art seiner Fortbewegung noch immer wie ein Schnecken tempo. Es litt ihn kaum mehr auf seinem Sitz. In steigender Unruhe rüttelte er bald nach rechts, bald nach links, um an dem breiten Rücken seines Chauffeurs vorbei die Straßengegend zu beobachten.

Kurz vor dem phantastischen Portal des Lunaparks erregte das Tempo der immer schneller rasenden Wagen endlich die Aufmerksamkeit eines Schupo beamteten. Im Lauschkritt versuchte der nächste Posten die Bannmeile der Halensee Brücke zu erreichen. Doch der vordere Wagen kam dem Manne mit ein paar langen, eisenklirrenden Sähen noch im letzten Augenblick zuvor und streifte so scharf an ihm vorbei, daß er ihn fast umgerissen hätte. Erst das verfolgende Auto fand den Zugang der Brücke durch eine Kette von Schutzleuten gesperrt. Geschrei, Kommandorufe, Verhör. Unwiderbringlich verlorene kostbare Minuten. Als Dr. Hardt endlich mit vermindelter Geschwindigkeit den Brückendordon passieren konnte, war die Mercedes-Limousine

seit langem schon in der geschlossenen Schlachtreihe der Automobile des Kurfürstendamms verschwunden.

14

Dr. Hardt trat aus dem Hause und stieg in sein Automobil. Es war noch früh am Tage, kaum acht Uhr vorbei, und schon erfüllte der Lebenslärm die langen, steinernen Großstadtstraßen. Die Sonne glühte, der Tiergarten leuchtete nach dem Regen des letzten Tages fast frühlingsfrisch. Unwillkürlich trat Dr. Hardt die Vorstellung betauter Wiesen und rauschender Wälder ins Bewußtsein. Warum blieb er eigentlich in Berlin? Warum packte er nicht einfach seine Koffer und fuhr wieder in die Welt hinaus, irgendwo in lockende Sehnsuchtsfernen? Zusammen mit jener Frau, deren Bild ihn nicht mehr verließ, die sein ganzes Sinnen und Denken mit einem unruhigen Wünschen und Hoffen erfüllte.

Auch als er jetzt den düsteren Korridor des Untersuchungsgefängnisses durchschritt, trug er noch ein Stück der blauen Sommersehnsucht im Herzen. Er hatte sich vom Landgerichtsrat Korn Sprecherlaubnis mit Achim erbeten und sie bereitwilligst zugestanden erhalten. Der Untersuchungsrichter war heute überhaupt besonders zuvorkommend und ausgeräumt gewesen und hatte ihm mit unerbittlicher Genugtuung erklärt, daß er vor einer überraschenden Wendung im Wehrstadt-Prozess zu stehen glaube, mit der dem Angeklagten auch die letzte Verteidigungswaffe aus der Hand geschlagen werden würde.

„Sonderbarer Schwärmer!“, hatte Dr. Hardt gedacht, als er das Amtszimmer dieses berufenen Hüters der Strafsjustiz wieder verlassen hatte. —

(Fortsetzung folgt.)

Kindertheater in Italien.

Von Gustav Salm (Köln).

Ein Kindertheater? — Jawohl, das gibt es; das gibt es noch in einer Zeit, die sich einmal „das Jahrhundert des Kindes“ genannt hat, und der es an weiter nichts fehlte, als eben an Kindern dieses Jahrhunderts.

San Gimignano, die „Stadt der Türme“, in den Bergen von Chianti gelegen, hat bei 3000 Einwohnern ein eigenes Theater; ein Theater, aber keine Schauspieler; und deshalb müssen die Kinder dazu herhalten. Große, farbenbunte Plakate künden urbi et orbi, daß dann und dann die Vorstellung vor sich gehen werde, feenhaft mit unerhörten Licht- und Farbeneffekten, kurzum, man nimmt den Mund so voll, als man eben kann. Und die Menge staut sich beim Palazzo del Podestà, dem Dom gegenüber, vor der weit offenen Säulenhalle des „Schauspielhauses“.

Wie alles, was der Duce noch nicht faszistisch „erfaßt“ hat, beginnt die Vorstellung höchst unpünktlich. Auf 9 Uhr, also schon reichlich spät, ist der Anfang angesetzt, aber in der Tat beginnt da erst der Kartenverkauf. Und die Karten, die man an der Kasse erwirbt, berechnen sich zum Betreten des Theaters, nicht aber zu einem Platz! Doch mehr als höflich wird der Untunliche vom Billettverkäufer zu einem Papierladen begleitet, wo man einen Sitzplatz bezahlen kann, 5 Lire insgesamt für einen Polsterfessel! Das ist 1,10 Mark nach heutigem Stande. Auf den Beginn wartend, sieht man sich vorerst im Theater um. Obschon klein, ist es ganz als „Große Oper“ aufgezogen. Es gibt dreierlei Sitzplätze unten sowie Stehplätze hinter einer Schranke; das Halbrund der Seiten wird von zwei übereinander liegenden Logenreihen ausgefüllt, insgesamt 22, die mit Schablonenbildern nach berühmten Dichtern bemalt sind. Der Vorhang zeigt einen vor Kunstbegeisterung heftig schnaubenden Pegasus zwischen Mäusen.

Überaus langsam füllt sich der Bau mit der ländlichen Bevölkerung und einigen led' zurechtgeputzten Städtern. Auch Fremde sind da: U. S. A., Old England, Deutschland.

Die Platanweisung ist ein Schauspiel für sich: Da sind die Bauern, die keine Nummern lesen können; da ist der Anweser, der sich immer wieder irrt; da sind Familien, die durchaus nicht begreifen wollen, daß ihre Plätze nicht nebeneinander liegen; Kinder, die nichts sehen können und quäsend auf den Schok verlangen; Kinder, die mit Trompeten und Rassen Unfug verüben; ein fetter Mann, der seinen Polsterfessel herumdreht und die Beine rechts und links um die Lehne klammert, als reiste er; da ist die dicke Frau, die nicht zwischen die Bankreihen kann; die andere,

die ihren riesengroßen, grasgrünen Regenschirm (dernier cri von San Gimignano!) nicht unterzubringen weiß; die dritte, die mit äußerster Verwunderung immer und immer wieder feststellen muß, daß ihr Sitz bei jedem Aufstehen zurückklappt. Und endlich sind noch die Kassauer da, die auf Grund irgendwelcher Beziehungen zu Darstellern und Musikanten umsonst hereinwollen, sei es mit List, sei es mit Tücke.

Um 9.45 Uhr beginnt das Orchester zu proben. Grauenhafte Ristöne, denn jeder schrummt, fiedelt und harzt irgendeine Melodie, und da jemand den „Herrn der dicken Trommel“ vorwurfsvoll ansieht, weil er nicht mitstimmt, so fühlt auch er sich verpflichtet, mit den Fingern eine flotte Marschmelodie zu wirbeln.

Zehn Uhr. Der Kapellmeister, zugleich Regisseur und Dichter, Inhaber einer beneidenswerten Künstlermähne, tritt ein. Der Vorhang hebt sich nach einem Prolog und einem musikalischen Vorspiel, und nun rollt die Komödie „Pinocchio“ ab. Pinocchio ist eine stehende Hanswurstfigur des italienischen Volksschauspiels; heute wird er zur Abwechslung durch allerhand komische, meist tölpelhafte Abenteuer gehebt, die er mit der dazu nötigen Dosis von Dumm-schlauei auch alle übersteht, selbst seinen eigenen Tod, denn man hat ihn erhängt; eine gütige Fee erweckt ihn zum Leben, bestraft ihn aber mit Elselohren, ja, mit einem ganzen Elselkopf, bis er seine Dummheiten einsieht und erlöst wird; damit zugleich verliert er auch die lange Nase, die ihn sonst verunzierte.

Dies alles, einschließlich der nicht schlechten Musik, wäre ganz unerheblich, wenn nicht die Darsteller eine besondere Note in das Spiel brächten. Sie sind nämlich samt und sonders Kinder, zweifellos das billigste Personal für ein Provinztheater eben dieses Umfangs. Es sind einige von vielleicht 16, 17 Jahren dabei, die Mehrzahl ist im „Höfchenbubenalter“ von 8 bis 12 Jahren, aber als Schlepenträger der Fee mimen sogar ein paar herzige Kerlchen von etwa 3 Jahren mit, die bis nach Mitternacht auf der Bühne aushalten müssen, jeden Freitag, Samstag und Sonntag!

Wenn ihrer nur zwei oder drei auf der Szene stehen, wirkt sie leer, weil sie sich nicht recht in die Geisten Erwachsender finden können; die Rolle schlottert ihnen dann gewissermaßen um den Leib, wie ein zu weites Gewand. Lebhaft mußte ich einer der ältesten Serien der einst so beliebten und mit Eifer gesammelten Liebtatbilder denken, die Oernsenen karikiert darstellten: „Wenn man alleine ist...“, „Wenn man zu zweien ist...“ usw. Allzu sehr erinnerte das Spiel daran. Aber wie anders, wenn sie sich selber spielten! Wenn sie ihre Streiche und Albernheiten, ihre Anasie und Rote, ihre Nichtsnutzigkeiten und ihren Übermut darzustellen hatten! Da quoll der Knabenchor auf die Bühne, zwanzig gründlich chemisch gereinigte Murillo-Buben, nur einer war als ein rechter Dredspak dazwischen, dafür sah er mit seinen großen, schwarzen Augen und dicken Brauen um so hinreißender aus und sang mit einer Inbrunst, die alle anderen mitriß. Pinocchio selbst machte seine Drolerien, Grimassen und Tölpelereien überzeugend echt. Wilde Tiere kamen auf die Bühne, mit jämmerlichen Gipstöpfen, aber naturwahrhaftig Gebrüll, eine reizend ausschauende, rührend ängstlich und doch hübsch singende Elsentönnin, deren Gefolge von wohl fünfzig Buben und Mädchen die Bühne füllte; und nur die mehr als knalligen Rostschrauben und Blau- und Grüneffekte verdarben vieles; aber auf die einfachen Zuschauer wirkten auch sie begeistert. Man kann sich denken, daß rührende Erkennungsjenen zwischen Bühne und Publikum das Schauspiel verschönten, und daß die zuschauenden Kinder an Lebhaftigkeit nicht hinter den Darstellern zurückstanden. Einen Höhepunkt erreichte die Handlung, als Pinocchio an einem Strid aufgehängt und dann von drei gelahrten Doktoren der medizinischen Fakultät in geheimnistuerischen Phrasen für entweder ganz tot oder ganz lebendig erklärt wurde. Die drei Ärzte waren urkomisch als Käuselein, Kabe und Amesse kostümiert.

Das Ganze, unerträglich in die Länge gezogen, entwiderte sich mehr und mehr zum Singspiel, ja, zur Ode, mit Solopartien und Chören, und war als Leistung in diesem einfach erstaunlich. Den Mißbrauch der kindlichen Kraft, die mit so viel spielerischer Begeisterung hergegeben wurde, werden die braven San-Gimignanesen schwerlich begreifen.

Zum Orchester wurden auch „auswärtige Kräfte“ herangezogen: In einer Fremdenpension hatte man einen Engländer ausfindig gemacht, der vortrefflich Cello spielte; er sah denn auch einen Abend unter den Musikern; hinterher konnten ihn selbst die verlockendsten Anerbietungen, die in einer abendlichen Gasse von etwa 50 Pfennig givfekten, nicht mehr verleiten.

Beller Jubel und stürmische Hervorrufe, die aber charakteristischerweise nicht der Leistung der Kinder galten, sondern von Erwachsenen für Erwachsene bestimmt waren — für die Kapelle und den Herrn Dirigenten —, schlossen das unerhörte Ereignis, das die tägliche Ordnung, die den Tag

um 9 Uhr beendet, so heftig durchbrach. Um dreieinhalb Stunden verlängerter Tag — wer wird nicht begreifen, was das für einen Ort wie San Gimignano bedeutet?

Der Kinder gedachte man kaum, und doch gebührt nur ihnen die Palme des Spiels; und nur die Kinder wieder begreifen das: denn tagelang nachher konnte man auf den Gesteinstrümmern der Rocca und der alten Stadtmauer lungernde Kinder sehen, wie sie „Pinocchio“ spielten, Melodien aus der Komödie summten und sich in den Rollen ihrer von Apoll begnadeten Altersgenossen wohlgefielen.

Heulende Wölfe.

Skizze von H. D. Flamme.

Es war an einem der eiskalten Tage im Januar. Der Schneesturm hatte sich endlich gelegt, der Himmel stand dunkel und klar über der weißschimmernden Ebene, die in grelles, kaltes Mondlicht getaucht war. Der Wald hüllte sich in weichen, wolligen Schnee wie in einen warmen Pelzmantel, und auf dem Schnee wuchsen grobe, feindenzweigige Reiskristalle, die im Mondschein wie Diamanten blühten. Wenn der Nordwind kam und die Kristalle umbles, so gab es ein feines, metallisches Klingen. Sonst war alles still. Der Schnee verschlang jeden Laut.

Aber die Ebene führte ein Winterweg. Er kam aus dem Walde und folgte dem Laufe des gefrorenen Flusses. Auf diesem Wege bewegte sich etwas vorwärts: ein niedriger Bauernschlitten, vor den ein räudiges Pferdchen gespannt war. Das Pferdchen trabte tapfer, um sich zu erwärmen. Sein Atem dampfte in der eiskalten Luft. Die Schlittensufen knirschten auf dem Schnee; ja, der Schrie, wie er nur bei großem Frost tut. Auf dem Schlitten lagen Heu und — darin halb verborgen — eine menschliche Gestalt. Sie trug Filzstiefel, Fausthandschuhe, einen weiten Schafspelz und auf dem Kopf eine seltsame Mütze aus Renntierfell mit hängenden Ohrenklappen. War es ein Mann oder ein Weib? Unter der Mütze blickten zwei kluge, böse Augen, zwischen denen ein schöner und stolzer Nasenanatz vorsprang. Aber der schmale Mund gehörte einer alten Frau. Bismarck hob sie die Ohrenklappen ihrer Fellmütze und horchte gespannt in die Ferne. Dann blickte an ihrem Ohr ein Diamant auf, ebenso hell wie die Reiskristalle.

„Mein Wald, meine Wiesen, meine Felder“, murmelte die Alte vor sich hin, „und was haben sie daraus gemacht, seit sie mir alles entzogen? Der Wald wird ausgerottet und für ein Spottgeld verkauft, und das Ackerland verkommt. Die russische Mißwirtschaft breitet sich von Osten her immer weiter aus. Gut, daß ich zu alt bin, um das noch lange mitanzusehen.“

Die Alte küßte wieder die Ohrenklappen ihrer Mütze, die von der Feuchtigkeit ihres Atems weiß bereift waren. „Ich glaube tatsächlich, es kommt noch mehr über die russische Grenze zu uns herüber“, murmelte sie, „nämlich Bären und Wölfe.“ Das räudige Pferdchen dachte offenbar dasselbe, denn es wurde unruhig und beschleunigte seinen Trab, so sehr es im lodernen Schnee möglich war. Von der fernen Waldkette her scholl ein langgezogener, melancholischer Laut, der eine Reihe seltsamer Vorstellungen und Erinnerungen in der Alten wachrief. Erinnerungen an ihre glücklichsten Tage. Sie war jung, schön und stolz, und sie verbrachte mit ihrem Vater einen Winter in Rom. Sie bewohnten einen alten Palazzo in der Nähe des Kapitols. Aus ihrem Fenster sah sie die Marmortreppe von Aracoeli, die mächtige Pinie und darunter den Käfig mit der kapitolinischen Wölfin. Das gefangene Tier sprang in seinem Kerker auf und ab, auf und ab... Es kam die Nacht, die warme, süßliche Nacht. Die Statuen auf dem Kapitolsplatz standen still und feierlich im Sternenschein. Unten in der Stadt bestellte fern ein Hund... Dann erhob die gefangene Wölfin ihre Stimme, und ihr langes Heulen klagte erschütternd und schrie nach Weite und Ferne, nach endlosen Steppen. Wildheit, Kraft und Freiheit, Freiheit...

Diesen selben Schrei vernahm die Alte jetzt wieder in der Winternacht des hohen Nordens, fern und gedämpft, aber sie erkannte ihn wieder, sie erkannte ihn wohl... Und nun vergaß sie das Elend der Gegenwart und fühlte sich wieder jung und schön. Sie vergaß weiche Arme im weißen Pelz, und um ihr lächelndes Gesicht wehten blonde Locken, — ihre schönen Locken von einst. Neben ihr stand ein italienischer Graf und sprach ihr von Liebe. Wonon sollte ein Italiener sonst zu einer jungen Frau sprechen? Sie hatte ihn gern; vielleicht liebte sie ihn, aber sie lachte ihn aus, denn sie war ehrgeizig und wollte hoch hinaus. Ihr stand ja das Leben offen, und alle ihre kühnsten Träume schienen erfüllbar. Sie standen am offenen Fenster des Palastes, Graf Arlobante und sie, und atmeten die laue Nachtluft; da hatte die Wölfin laut aufgeschreckt. Die Stimmung des Grafen war plötzlich umgeschlagen. Nun war er ganz der stolze Römer, und mit

einigen glatten Worten verließ er sie. Der Schrei der Wölfin aber klang in ihrem Ohr nach wie eine lange Infrage. Wieder scholl das Heulen des russischen Wolfes von der fernen Waldette herüber, diesmal näher und deutlicher. Das Pferdchen schnaubte und beeilte sich. Der Schlitten mit der Alten war ja leicht. Aber sie sorgte sich nicht, so völlig vergah sie die Gegenwart über ihren Erinnerungen. Die verschneiten Tannen am Flußufer flogen vorbei wie verummte Gespenster, und hinter ihnen zogen die kalten Sterne vorüber. Die Alte merkte es nicht. Sie durchslog in Gedanken ihr Leben, ihr allzu langes Leben.

Deutlich sah sie ihren Gatten vor sich, kurz vor seinem grauenvollen Ende durch Mörderhand. Er trug hohe russische Orden und einen Generalsmantel auf rotem Seidenfutter. Sie selbst spielte eine Rolle in der Gesellschaft und war eine vielbenedete Frau. „Du hast mich aus Berechnung geheiratet, obwohl du mich nicht liebst, jetzt trage die Folgen“, sagte er mit schneidendem Hohn, wenn er sie verließ, um Abend für Abend bei anderen Frauen zu verbringen. Sie hatte viel Schuld, aber sie bezahlte ihre Schuld bis auf Heller und Pfennig. Sie war ihren Untergebenen, ihren Bauern eine gerechte Herrin gewesen. Und doch hatten diese ihr das Haus über dem Kopfe angezündet, während ihr Mann im fernen Osten am Kriege teilnahm. Da zog sie sich auf das alte Stammschloß ihrer Familie zurück, das nicht weit von hier hinter der Waldette lag. Um die Menschen kümmerte sie sich nicht mehr viel, aber dem Lande schenkte sie all ihre Liebe und Fürsorge, der Erde ihrer herben, nordischen Heimat. Den alten Park pflegte sie, ließ Stümpfe trocken legen, zog süßes Obst und glänzendes Vieh, ritt über die Stoppelfelder, wenn die Dreschmaschine summt, überall hatte sie ihr Auge, und das Land hatte es ihr gedankt.

Dann zogen die roien Weiber wieder über das Land hin, die Weiber mit der Sense und der Fadel in der Hand: Krieg und Revolution. Es wurde ihr alles genommen, das Schloß, das Land, der Wald, das Vieh. Bei ihrem alten, treuen Kutscher Zucko fand sie ein Unterkommen, aber in diesem Winter um Weihnachten war er gestorben. Nun hatte sie niemanden mehr. Sie mußte sich aus dem Loch, das Zucko in das Eis des Flusses geschlagen und das immer wieder aufror, selbst das Wasser schöpfen. Ihre Finger erstarrten ihr dabei vor Frost, aber ein Schlud Brantwein belebte sie dann wieder. Wollte sie in der Nachbarschaft Bekannte besuchen, denen es ein wenig besser ging als ihr, so mußte sie selbst das räudige Pferdchen anspannen und kutschieren. Es war ihr allmählich alles gleichgültig geworden. Nur die Natur nicht, an der hing ihr hartes, altes Herz. . . Die Schneeschmelze. Der Duft der tauenden Erde. Der erste Schneefrost. Die langen roten Sonnenuntergänge im Frühling. Die hellen Sommernächte. Ein reifes Ahrenfeld. Der alte verwahrloste Park — so verwahrloßt wie sie selber —, wenn die gelben Blätter fielen und die Bäume kahl dastanden, die alten Bäume, auf die sie einst als wildes Mädchen geklettert.

Der böse Ausdruck wich aus dem Bild der Alten, ihr schien, als sähe sie in der Ferne etwas leuchten. Es war nur der Winter. Der erste Schnee, weich, sanft und rein, der die alte Welt verjüngte. Der klingend harte Frost. Das seltene Nordlicht. Der Schrei des fernen Wolfes, wild und schmerzhaft, wie die große, wilde Natur.

Plötzlich zuckte das Pferdchen zusammen und nahm Reißaus. Eine große, runde Schneewolke schob sich vor den Mond. Dort war auch schon der alte, verkommene Park, das verfallene Schloß, die morische Brücke. Das Pferdchen bog scharf ein, der Schlitten schleuderte, flog gegen den Brückenpfeiler und schlug um. Die Alte fiel in den weichen Schnee und hätte gewiß keinen Schaden genommen, wenn nicht im Schnee ein harter Breistein verborgen gewesen wäre, auf den sie mit der Stirn aufschlug.

Alles blieb still, und das war gut so. Das Pferdchen trabte nach dem Stall. Und aus der runden Wolke fing es an zu schneien, mit dichten, großen, weichen Floden. Lautlos und barmherzig deckten sie die alte Frau zu.

Die Breimandelei.

Skizze von Th. Bogel (Schweinfurt).

Durch Zufall war ich in den kleinen Kreis von Ingenieuren geraten, die sich über das Raletenraumschiff und über den Weg zum Weltenraum unterhielten. Daher kenne ich die Geschichte von den ewigen Breimandels, die einer der Anwesenden, ein ganz alter Baudegen der Technik, der früher schon etliche Westteile gesehen haben mochte, zum besten gab:

„Er war Wirklicher Geheimer und Königlich Bayerischer Rat, der Doktor Breimandel, ein ganz hohes Tier, eine

Autorität auf dem Gebiet der Ingenieurwissenschaften in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Bartlos, Brille, Buchsgefißt, Starre im Mund, so habe ich ihn in meinen jungen Jahren noch kennen gelernt. Anno 1835, als es an die Erbauung der Ludwigs-Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth ging, hatte man ihn auch zu einem Gutachten über die Möglichkeiten, Gefahren und Erfolge des neuen Verkehrsmittels aufgefordert. Er fertigte eines nach allen Regeln seiner Kunst und seines Wissens an: Ein Unding sei es, mit eisernen Rädern aus eigener Kraft auf eisernen Schienen zu fahren, Gesundheit wie Sicherheit der Menschen müsse unter den Rauchschwaden der Lokomotive leiden. Tiere würden scheuen, Pflanzen und Bäume eingehen, Häuser brennen, falls das Behikel, die sogenannte Stephensonsche Lokomotive, sich überhaupt in Bewegung setze. Die gesamte technische Wissenschaft, die zur Verfügung stehe, sei sich über diese Sache nicht einig, namhafte Professoren und Gelehrte von Rang, natürlich auch er, müßten zu einem absolut negativen Ergebnis kommen. Also kurz und gut, ein vernichtendes Urteil als das Breimandels war über den Plan des Eisenbahnbaues schlechterdings nicht zu fällen. Trotzdem schrieb er es mit größter Gewissensruhe nieder, vergah nicht, Quellen und Literatur anzuführen, versiegelte den umfangreichen Schriftsatz und übergab ihn zur Vesteilung einem Amtsboten.

Dann lag das Gutachten neben ein paar anderen auf dem Schreibtisch des Referenten im Ministerium, ward wie die anderen geöffnet, gelesen, geprüft, gewürdigt. Es war das gewichtigste und entscheidendste Gutachten von allen. Darum machte es sich der Referent auch ganz zu eigen, als er seinen Bericht erstatten mußte. Es hätte deshalb nicht viel gefehlt, daß die erste Eisenbahn in Deutschland damals nicht gebaut worden wäre. Die Stimmung war sehr auf Seiten des Herrn Wirklichen Geh. Rates Dr. Breimandel.

Ein Königswort und ein Königswille entschieden die Sache wahrhaftiger und schöpferischer, als es alle Schul- und Autoritätenweisheit je zu tun vermocht hätten: Ludwig, der Unvergessliche, nahm sich selber der Sache sehr ernsthaft an, studierte die Gutachten und Berichte seiner Räte, ließ sich von dem Referenten persönlich Vortrag halten. Am meisten aber mußten es ihm Ton und Form des geheimräthlichen Schriftsatzes angetan haben. Denn er bestimmte — in dieser Art seiner handschriftlichen Randbemerkungen hat er manchmal Ähnlichkeit mit dem großen Friedrich gezeigt — daß „trotz aller Breimandelei die Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth ausgeführt werde“.

Man haute. Der wädere Paul Denis, die Seele des ganzen Werkes, war Tag und Nacht auf dem Posten, ließ sich durch nichts beirren, durch keinen Fehlschlag entmutigen und wußte allen offenen und heimlichen Widerständen zum Trotz die Bauzeit einzuhalten.

Dem Wirklichen Geheimen Rat Doktor Breimandel war es während dieser Monate nicht sehr behaglich zu Mute. Er vermied es zwar, den Fortgang der Bauarbeiten zu besichtigen oder zu verfolgen, aber da sein Gutachten nicht unbekannt geblieben war und das königliche Wort von der Breimandelei bei Freunden und Kollegen rasch die Runde gemacht hatte, hielt man ihn doch wider seinen Willen auf dem laufenden. Und es entsprach ganz der Art des Königs, daß er zu der feierlichen Eröffnung und Einweihung der Ludwigsbahn den Geheimrat besonders laden ließ. Bei königlicher Ungnade möchte er es sich nicht einfallen lassen, etwa krank oder unablkömmlich zu werden.

Der Wirkliche Geheime und Königlich Bayerische Rat Doktor Breimandel, mit allen seinen Orden und Ehrenzeichen versehen, fuhr im ersten Wagen des ersten Zuges, bleich und zugestöpft, aber trotzdem in Haltung, ein Opfer seiner Überzeugung. Er fuhr noch oft auf dieser Straße und auf anderen Geleisen der Königlich Bayerischen Staatseisenbahn. Und wenn man auch aus Gründen der Staatsraison die Geschichte allmählich totschwiege und dafür sorgte, daß nichts an die große Glocke kam, blieb er trotzdem für die Eingeweihten eine etwas tragikomische Gestalt: denn der König, dem der durch die Tat gelieferte Beweis von der Überheblichkeit des seinerzeitigen Gutachtens erst recht Veranlassung zur Schärfe und belöndem Spott wurde, hatte den Doktor Breimandel ob seiner Verdienste und seiner praktischen Erfahrung zu einem der ersten Eisenbahnräte ernannt.

Die Tat ist alles. Wissen und Schreiben und Reden sind nichts. Auch zum Weltenraum wird allen Gründen der ewigen Breimandels zum Trotz der Weg gefunden werden. Immer muß der wahrhaft schöpferische Mensch unter ihnen leiden, weil sie nicht aussterben, aber auch immer werden das Werk und das erreichte Ziel sie demütigen.“

Verloren, beinahe melancholisch nickt der Alte. Er schwieg eine Weile. Dann sagte er plötzlich: „Die ewigen Breimandels! Abirgens, der Name tut nichts zur Sache, gar nichts! Nicht einmal die Person des Wirklichen Geheimen Rates, der natürlich anders hieß!“